

Zurück zum Aufbruch

Hans-Martin Gutmann

Zurück zum Aufbruch

Die Kirche muss von vorn anfangen



EB-Verlag

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch, einschließlich aller seiner
Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen sowie die
Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen bedürfen der
schriftlichen Genehmigung des Verlags.

Coverabbildung: Howling Dog (1928) by Paul Klee. © Copyright 2024
Rawpixel.com/Shutterstock.

Gesamtgestaltung: Rainer Kuhl

Copyright: © EB-Verlag Dr. Brandt

Berlin 2025

ISBN: 978-3-86893-513-4

E-Mail: post@ebverlag.de
Internet: www.ebverlag.de

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Nur von unten sieht man gut	7
Anstelle eines Vorworts: Spielräume der Freiheit – Räume für freies Spiel? Oder: Wie schaffen wir es, in Zeiten der Knappheit als Kirche nicht rigide zu werden?	8
Wozu Kirchenleitung?	23
War Martin Luther Protestant?	28
„Knocking on Heaven’s Door“: Predigt zu Johannes 20, 19-23	38
 Gott, Ich, Geld und Macht	 43
Das Ich, sein Lebensumfeld und das Geld – vor Gott.....	44
Die 95 Thesen von 1517 – „Gott oder Geld“?.....	47
Die Jahre 1520-1525: Über die Ambivalenz der christlichen Freiheit....	62
Jesusbilder.....	82
„Winter is Coming“ Predigt zu 2. Mose 14, 24-31	84
 Gott und das Leben feiern.....	 91
Die Gottesdienste der Reformation und ihr sozialer Kontext.....	93
Singen schafft Glauben	101

Wieder sehen können. Predigt zu Markus 8, 22-26	116
 Kirche im Zeitalter der Lebensgefahr	 123
Chancen der Seelsorge in Zeiten der Krise.....	125
Sexualisierte Gewalt – ihre Wahrnehmung in der evangelischen Kirche und die Rolle der lutherischen Rechtfertigungslehre	135
Die Aufgabe der Praktischen Theologie heute	140
Schluss mit „größer, höher, schneller, besser“. Predigt zu Lukas 4, 4-8	159

Nur von unten sieht man gut

Zehn Jahre vor dem Ende der DDR erscheint, geschrieben von einem Mitglied aus der mittleren Ebene des Planwirtschaftssystems, eine klare und gnadenlose Analyse der Planwirtschaft.¹ Die aus intimer Kenntnis gewonnene Einsicht ist explosiv: Die Planwirtschaft kann nicht funktionieren. Und zwar deshalb nicht, weil die Menschen an der Basis nichts zu sagen haben. Dies bedeutet auch, dass die Steuerung „top down“, wie sie in der Planwirtschaft grundlegend ist, nicht funktionieren kann. Allein schon deshalb, weil keine realistischen – und oft sogar geschönte – Rückmeldungen von der Basis der Betriebe und Produktionseinheiten an die Planungszentrale gegeben werden.

Die Konsequenz: es braucht eine Basisorientierung. Diejenigen, die vor Ort leben und arbeiten, sind die einzigen, die realistische Einsicht in ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen haben können, in ihre Chancen und Schwächen, in die Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer Veränderung.

Die Zentrale der Planwirtschaft hat diese Analyse seinerzeit nicht positiv aufgenommen. Ganz im Gegenteil. Rudolf Bahro, ihr Autor, landete für zwei Jahre im Gefängnis, bis er 1979 in die Bundesrepublik hat ausreisen können. Zehn Jahre später war die DDR Geschichte. Die Ökonomie kollabierte genau aus dem Grund, den Bahro analysiert hatte.

Ich denke, wir müssen als Kirche aus dieser Geschichte lernen. Zentral gesteuerte Veränderungsprozesse, die die Lebensbedürfnisse der Menschen an der Basis nicht zum Ausgang und Mittelpunkt ihrer Planungen haben, die die Menschen vor Ort „subaltern“ halten, wie Bahro das formuliert hat, also die Menschen an der Basis nicht als kompetente und engagierte Gestalter ihrer Lebensverhältnisse anerkennen: Solche Veränderungsprozesse werden scheitern. Man sieht nur von unten gut.

1 Vgl. Rudolf Bahro, Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus, 1977, Köln 1979.

Aus den Anfängen der christlichen Kirche und insbesondere der Reformation ist zu dieser Frage zu lernen. Deshalb: Zurück zum Aufbruch!

Spielräume der Freiheit – Räume für freies Spiel? Oder: Wie schaffen wir es, in Zeiten der Knappheit als Kirche nicht rigide zu werden?

Es ist Zeit für radikale Ideen. Wir brauchen radikale Ideen, die der brisanten Lage unserer Kirche angemessen sind. Dabei glaube ich nicht, dass wir wirklich vorhersagen können, was aus unserer Kirche 2060 oder meinetwegen auch 2030 geworden sein wird.

Aber.

Die Entwicklung von Mitgliedschaft, Personal, Finanzen, Gebäuden, Alterssicherung usw. ist dramatisch. Das ist unstrittig. Auch in meinen Augen. Wir brauchen radikale Ideen und Mut zu radikalem Handeln.

Es existieren radikale Ideen für die Veränderung kirchlicher Strukturen. Oft wird dabei aus großorganisatorischer Perspektive und in einer Topdown-Struktur gedacht. Oft wird die größte emotionale Energie ins Management der finanziellen Ressourcen aus der Perspektive zunehmender Knappheit eingesetzt.

Diese Perspektive ist *auch* nötig. Auch in meinen Augen. An einem bestimmten Punkt meiner Überlegungen werde ich darauf zurückkommen. Nur: Diese Perspektive ist, soweit ich sehe, spätestens seit den 90er Jahren überall handlungsleitend, verstärkt seit der Veröffentlichung zur „Kirche der Freiheit“ 2006.

Wir finden überall Regionalisierungen, Vergrößerung von Einheiten, Gemeindefusionen und ähnliches zur Steigerung von Verwaltungseffizienz und zur Reduktion von Finanzmitteleinsatz. Für die betroffenen Hauptamtlichen und Kirchengemeinderäte vor Ort bedeutet dies, dass sie einen immer größeren Teil ihrer Energie in immer neue und immer mehr Aufgaben, in Beziehungsaufbau zu immer mehr und immer neuen Menschen an anderen Orten, in oft nicht lösbare Konflikte und nicht zuletzt in einen endlosen Verwaltungsaufwand stecken müssen. Außerdem sollen sie verschiedene Internetprogramme lernen und aufeinander abstimmen können.

All dies sind Energien, die von der eigentlich notwendigen Arbeit vor Ort abgezogen werden. Ein Kollege aus einer Hamburger Kiezgemeinde schrieb mir: „Das Tempo der Kirchenkreise beschäftigt mich sehr. Habe keine Lust, die nächsten Jahre in Fusionsgremien zu sitzen. Geht alles ab von wichtiger inhaltlicher Arbeit.“

Löst dieser Weg die Probleme unserer Kirche?

Nein? Oder: Wir sind uns nicht sicher?

Gut. Es ist Zeit für radikale Ideen.

Ich beginne mit einigen Vorüberlegungen. Sie kreisen alle um eine Einsicht: Wir müssen von unten her denken. Wir müssen von den Leuten vor Ort her denken. Von ihren Sehnsüchten und Ängsten, ihren Vorlieben und Alltagsritualen, ihren Zuneigungen und Abwehrhaltungen.

Ein Freund, der in kirchenleitender Position – ebenfalls radikal – denkt, aber einen grundlegend anderen Weg richtig findet, hat mir klipp und klar erklärt: Wir können gar nicht von den Leuten her denken. Auch du, lieber Hans-Martin, kannst das nicht.

Mal sehen. Was können wir wissen und was können wir herausfinden, wenn wir uns vornehmen, von den Leuten her zu denken?

Wir haben seit vielen Jahren kirchliche Mitgliedschaftsuntersuchungen, kirchliche Milieustudien und ähnliches. Jede Menge Material zu dem, was die Leute in und von der Kirche denken und wollen. Vieles daran ist, finde ich, bleibend wichtig. Vor allem, dass das Gesicht der Kirche entscheidend abhängt von den Gesichtern der sie tragenden Menschen. Entscheidend sind die Gesichter. Entscheidend ist die Haltung, die Menschen ausstrahlen, die für unsere Kirche eintreten. Gesucht und gebraucht werden Wertschätzung und Klarheit, Einladungskraft und Gesprächsoffenheit, mit denen vor allem Pfarrer und Pfarrerinnen in Gottesdiensten, Alltagsseelsorge und in ihrer Präsenz vor Ort erlebt werden.

Die „professionellen Nachbarn“. Aber auch viele weitere Menschen, die sich in und für die Kirche engagieren.

Ein zweites. Das Gesicht, die Anmut und Einladungskraft unserer Kirche hängt ab vom „symbolischen Kapital“, das kirchliche Räume für die Beheimatungskraft eines Ortes ausstrahlen, worin sie für die Lebensgeschichten von Menschen bedeutsam sind. Wichtig werden sie vor allem in lebensgeschichtlichen Passagen: Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Bestat-

tung. „Symbolisches Kapital“ sind kirchliche Orte darin und deshalb, weil in ihnen lebensgeschichtlich Wichtiges sein Zuhause gefunden hat.

Symbolisches Kapital: Mein Lehrer, Kollege und Freund Wolfgang Grünberg hat darüber in „Kirche und Stadt“ eine große Menge an Anregungen an uns weitergegeben. Wir sollten sie nutzen.

Hinzu kommen Einsichten aus anderen Wissenschaftsbereichen.

Lebensgeschichten. Ich finde einen „sozialökologischen“ Ansatz der Interpretation von Lebensgeschichten weiterführend.² Ein Vier-Zonen-Modell soll verdeutlichen, wie aufwachsende Menschen sich nach und nach neue Lebensbereiche erobern:

Die erste Zone ist die unmittelbare und alltägliche Interaktion, in die ein jeder:eine jede hineingeboren wird. Kennzeichnend für diese Zone sind enge emotionale Bindungen, face-to-face-Kommunikation, starke Abhängigkeit insbesondere der Heranwachsenden von den Älteren. Diese Zone nenne ich das ökologische Zentrum.

Die zweite Zone ist der unspezifizierte Nahraum der ersten, die Nachbarschaft. In diesem „ökologischen Nahraum“ werden die ersten Außenbeziehungen aufgenommen. Das Kind findet hier seine Spielkameraden, und für die Jugendlichen bietet sich hier die Möglichkeit, die Lebenswelt zunehmend selbsttätig zu gestalten. Der Stadtteil, das Viertel, die ‚eigene Wohngegend‘ werden zu einem mehr oder weniger reich ausgestatteten Revier mit unterschiedlichen Treffpunkten. Die Parkbank, bestimmte Hauseingänge, die Zeitungs- oder Frittenbude, die Eck-Kneipe, die nahe Diskothek, der Innenhof eines größeren Wohnhauses, das nahegelegene Strandbad, die Schulmauer usw.

Die dritte Zone ist weniger zusammenhängend. Sie ist durch funktions-spezifische Beziehungen definiert. Die Schule, der Betrieb, die Schwimmhalle und andere Orte gehören zu solchen „ökologischen Ausschnitten“. Diese Orte werden nur zu bestimmten Zeiten und mit bestimmtem Zweck betreten, sind weniger diffus, sondern funktions-spezifisch, und sie erfordern bestimmte Rollenspiele. Vereine wie Fußballverein, kirchliche Jugendgruppe, Pfadfinder oder Feuerwehrjugend. Ökologische Ausschnitte sind „Szenen“. Z.B. die Kneipe/Cafetria, die Großstadtstraße, die

2 Dieter Baacke, Die 13- bis 18jährigen. Weinheim und Basel, 4. Aufl. 1985, 38ff.

Toilette einer Kneipe. Typische Kommunikationsstile z.B. über Internet, Social Media, Autos, Musik.

Die vierte Zone ist der Bereich gelegentlicher Kontakte (z.B. im Kino am Stadtzentrum, im Einkaufszentrum für die Wochenendeinkäufe usw.). Je vielfältiger und reichhaltiger die ökologische Peripherie ist, umso mehr Alternativ- und Freiheitsräume können sich entwickeln.

Ein zweites Thema: Raumstrukturen. Warum erleben Menschen soziale Räume als beheimatend, warm, einladend – und andere als kalt, abweisend, unwirtlich? Ein wichtiger Grund ist die bleibende Kraft traditionaler Raumstrukturen in den modernen Lebenswelten. Was sind ihre Kennzeichen? Das Zentrum des Raumes ist der Ort höchster Energie und Kraft.

Um das Zentrum herum liegt die Endosphäre. Der Ort des alltäglichen Verkehrs. Hier wird auf dem Markt gehandelt, Geschäfte werden abgeschlossen, Nachbarschaften und Verwandtschaften werden mit Leben gefüllt. Der Raum der Endosphäre ist umfriedet und umgrenzt. Außerhalb dieses Bereiches liegt die Exosphäre: Ort der Fremde und der Gefahr, wo man schnell hindurch und schnell wieder zurück muss, Ort der bösen Geister und der Kälte.

Zum Zentrum hin werden jeweils die heilsamen, Gedeihen in kosmischer, natürlicher, sozialer Welt bewirkender Kräfte und Energien stärker, im Zentrum sind sie am stärksten. Die Lebensenergien werden vom Zentrum her nach außen schwächer. Ich sehe hier eine Nähe zu den skizzierten Phänomenen einer lebensgeschichtlichen Entwicklung: In der Entwicklung vom Kind zum Jugendlichen und Erwachsenen im Sinne einer stadienweisen Erweiterung des Spielraumes – vom ökologischen Zentrum (das eigene Zimmer, die eigene Wohnung, die Primärgruppe der Familie) – über die Straße, das Viertel, die peer-group (die „Endosphäre“) – über den Kontakt zu kontinuierlichen Orten an der ökologischen Peripherie (z.B. Schule, Kirchengemeinde, Treff an der Straßenecke) bis hin zu „ökologischen Nischen“ (Schwimmbad, Disco, Wohnung der Freundin: des Freundes, „Freunde“ in den sozialen Netzwerken).

Okay. Lebensgeschichtliche Entwicklungen und räumliche Ordnungen sind für das Verhältnis der Leute zu ihren Lebensorten bleibend wichtig. Sie können weit zurückreichen in individuelle und soziale Lebensgeschichten.